

Zeitschrift:	Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber:	Schweizerischer Lehrerverein
Band:	54 (1909)
Heft:	26
Anhang:	Zur Praxis der Volksschule : Beilage zu Nr. 26 der "Schweizerischen Lehrerzeitung", Juni 1909, No. 6
Autor:	Imobersteg, Sl. / Born, F. / Zahler, H.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Praxis der Volksschule.

Beilage zu Nr. 26 der „Schweizerischen Lehrerzeitung“.

1909.

Juni.

N 6.

Praktische Beiträge zur Schulreform.

Spezialberichte der Lehrerschaft an Knabensekundarschulen der Stadt Bern über den neuen Unterrichts- und Stundenplan.

Nachdem die S. L. Z. in Nr. 5, 6 und 7 den Vortrag des Hrn. Schulvorsteher Dr. Badertscher über „Reformbestrebungen in Volksschulunterricht“ veröffentlicht hat, wird es vielen Lesern angenehm sein, im folgenden einige der Einzelberichte zu durchgehen, die von der Lehrerschaft im Auftrage der Kommission abgefasst wurden. Diese geben nicht nur einen genaueren Einblick in die neuen Einrichtungen unseres Betriebes, da sie als individuelle Meinungsäusserungen gedacht sind, bringen sie auch die Stellung der Verfasser zu den Reformen aufs deutlichste zum Ausdruck.

Allgemeiner Bericht.

Von St. Imobersteg.

Schon bei ihrer Ankündigung begrüsste ich die Neuerinnungen an unserer Schule mit begeisterter Freude, wenn auch nicht ohne einige Bedenken und Vorbehalte, welche ja jedes Wagnis hervorrufen muss. Heute, nach dem ersten Drei Vierteljahr der Arbeit in diesem neuen Zeichen, und nach gewissenhafter Prüfung mit den Erfahrungen und Lehren aus der langen Praxis in der alten Schule, bekenne ich gerne, dass meine Freude und Begeisterung nicht Schiffbruch gelitten haben, sondern fröhlich weiter blühen, weil unsere Anstalt trotz aller Schwierigkeiten und Mängel eines Neubetriebs ebenso fröhlich fortgedeht. Es kommt mir vor, als segelte die Knabensekundarschule Bern unter der Flagge ihrer Neugestaltung mitten im Strome der Zeit: *Erziehung der Jugend zur freien Selbsttätigkeit, zur Arbeitsfreude, und damit zur freien Selbstbestimmung* (obligatorische Handfertigkeitsunterricht, Laboratorium, Gartenbau usw.); natürlicher Wechsel zwischen Arbeit und Erholung, daher Einschränkung der Lernzeit bei entsprechender energischer Ausnützung derselben; Vereinfachung des Unterrichtsstoffes und bessere Anpassung an die Auffassung und Gestaltungskraft des Schülers; mehr individuelle Kraftentfaltung; weniger Zeitverlust durch geistlosen Drill; *harmonische, physische und psychische Ausbildung Hand in Hand mit zweckmässiger Förderung des fröhlich-ernsten Lerneifers und Tatendrangs*. Vom Bundesrat herunter bis zum bescheidensten Packer und einfachsten Dienstmädchen geniesst heute jeder Mann seine Ferientage; das höchste wie das geringste Glied der staatlichen Gesellschaft will sich dieser Wohltat erfreuen. In der ganzen Welt macht sich das Streben nach sozialer Besserstellung, nach schönerer Ausstattung der Existenz geltend: kürzere Arbeitszeit, mehr Freiheit; dagegen individuelle und Gesamt-Mehrleistung als Entgelt; denn in den Tagen, wo eine grossartige Erfindung die andere überbietet, in den Tagen der häuslichen Kilowattstunden, der Fernen aufhebenden Funktelegramme und der Alpen und Meere überfliegenden Aeroplane erfordert der rastlose Wettbewerb grössere Anspannung der Kräfte und entsprechende Mehr- und Besserleistung bei verkürzter Arbeitsdauer.

Vollkommen eins mit dem neuen Schulsystem, glaube ich trotzdem gerne, dass dasselbe auch wieder die Mängel der Unvollkommenheit in sich trägt; nichts Menschliches ist ja vollkommen, und das Ideal bleibt eben deshalb göttliches Ideal, weil wir beständig nach demselben streben dürfen, ohne es je zu erreichen.

Der 40 Minuten-Betrieb z. B. bleibt schon deshalb eine unvollkommene Einrichtung, weil er dem leiblichen und geistigen Wachstum der Schüler nicht Rechnung trägt; von Klasse zu Klasse sollte eine Steigerung in der Länge der Unterrichtsstunden stattfinden, etwa von 25 Minuten bis 50 Minuten; da jedoch in unserm komplizierten Schulorganismus eine einheitliche Stundenlänge walten muss, so dürfen 40 Minuten wohl die praktische Mitte, die Normalstunde, repräsentieren.

Im weiteren sollten wir bei uns etwa folgende Verbesserungen an den bestehenden Einrichtungen durchführen können.

1. **Schülerzahl.** Herabsetzung derselben von 40 und mehr auf 30 – 36 (Sprachstunden, Exkursionen).
2. **Manuelle Fächer.** Konsequente Durchführung des ursprünglichen Planes, wonach dieselben möglichst in den Nachmittag zu verlegen sind.
3. **Zu schwache Schüler.** Diese müssen in den untersten Klassen ausgesondert werden, weil man sonst zu keinem Ziele kommt, wohl aber die normalen Schüler im Fortschreiten lähmmt.
4. **Der Eckursionsnachmittag** sollte für Lehrer und Schüler frei, d. h. nicht von andern Stunden eingeschränkt sein, damit er in jeder Hinsicht seinen Zweck erfüllen könnte.

Der 40 Minuten-Unterricht

fordert gegenüber den früheren Unterrichtsstunden von 50 und 55 Minuten grössere Konzentration von Lehrern sowohl als von Schülern. Gewiss mögen die einen und andern Kollegen überzeugte Gegner derselben sein, weil sie mit der verkürzten Stunde nicht auskommen und den Schülern nicht Zeit genug lassen können für diese oder jene Arbeit und ihre sorgfältige Lösung. Zugegeben, dass nur auf Grund von scharfer Disziplin und vollkommener Harmonie zwischen Lehrer und Lernenden, Harmonie der Arbeit, bei 40 Minuten gute Resultate erzielt werden; aber auch je mehr Stundenzeit, d. h. je länger die Stunden, desto mehr unaufmerksame Schüler; je länger der Lehrer aushält, zu erklären, zu üben, festzulegen, desto gleichgültiger, unachtsamer, abgestumpfter und unempfänglicher die Schüler, bis sich endlich alles in Disharmonie auflöst.

Der Aufgaben-Nachmittag

mag auch seine schlechten Früchte zeitigen; so wird etwa über das Abschreiben im Rechnen geklagt; allein pflegen die Schüler dasselbe nicht auch bei den Hausaufgaben? Unter den Augen des Lehrers muss es ja doch weniger schlimm gehen. Wohl aber lernen besonders die unteren Klassen still und ruhig arbeiten, und je 40 Minuten eisigen, geräuschlosen Schaffens sind für sie eine Energieprobe! Dabei findet der Lehrer Gelegenheit, disziplinarische Dinge zu erledigen, für welche er die kurze Unterrichtsstunde nicht gerne hergibt. Ebenso günstig erweisen sich diese Aufgabenstunden für Prüfung, Pflege und Förderung von Ordnung und Reinlichkeit. Oft mag eine ausgefallene Stunde hier eingeschaltet, eine andere angenehm ergänzt, illustriert werden, als Lohn des Schaffensfleisses. Dieser junge Arbeitsgeist! Wie rührend mutet es mich bisweilen an, wenn ich die ursprünglich so wilde Klasse, nachdem das strenge Aufsichtsauge seine Wirkung erzielt, so ruhig und rüstig schaffen sehe: die Lust, etwas fertig zu bringen!

Der Exkursions-Nachmittag

konnte leider bisher nicht unbeschränkt genossen werden, weil für meine Klasse sowohl als für mich selbst eine Unterrichtsstunde vorausgeht. Dafür entschädigte uns das fast immer günstige Montagswetter, welches uns liebliche Badestunden, gelungene Ausflüge — mit Wettkauf und Wettsprung, Kriegsspiel, Alpenansicht, interessanten oder fröhlichen Geschichten in schattigem Lager, Beobachtungen aller Art —, Besuche von Museen und Ausstellungen ermöglichte.

Dies meine Erfahrung, Überzeugung und offene Darlegung derselben; mein optimistisches Simmentaler Naturell mag dabei grundlegend mitgewirkt haben; andere, die behutsamer Weisens sind, werden sich, ebenso überzeugt, wohl ganz anders aussern.

Allgemeiner Bericht mit spezieller Berücksichtigung des Knabenhitarbeitsunterrichts.

Von F. Born.

Harmonische Ausbildung aller dem Schüler innenwohnenden Kräfte ist das Hauptziel des neuen Unterrichts- und Stunden-

planes unserer Anstalt. Dazu genügte nicht mehr die blosse *Lernschule*; sie musste durch die *Arbeitsschule* ergänzt werden. Daher die Verkürzung der Unterrichtszeit für die Lernfächer, die Reduktion des Unterrichtsstoffes, die Einführung des Laboratoriums- und Handarbeitsunterrichts, die Einrichtung von Dispositionsnachmittagen zur Förderung der Selbstbetätigung der Schüler.

Die fühlbarste Änderung in der Schulreform brachte uns der *40 Minuten-Betrieb*.

Es war klar, dass man die Unterrichtszeit nicht beschneiden konnte, ohne eine Reduktion des Unterrichtsstoffes. Aus diesem Grunde erfolgte die Revision des Unterrichtsplanes im Sinn einer Entlastung. Wurde aber dadurch das richtige Gleichgewicht hergestellt? Kaum! Wenigstens nicht in allen Fächern. Durchführbar war eine Beschränkung des Stoffes im Französischen. Hier war man bisher zu weit gegangen; dieses Fach hatte die andern, namentlich die Muttersprache, förmlich überwuchert, so dass hier die Reduktion ein Gebot der Not wurde. Sie war hier auch am leichtesten, weil der Stoff, in ein Lehrmittel gefasst, vorlag, und man nur annähernd das Tempo des Vorrückens zu bestimmen brauchte. Anders lagen die Sachen im Deutschen. Hier konnte das formale Ziel des Unterrichts nicht verändert werden; Sprachfertigkeit in Wort und Schrift; die Wahl der *Mittel* stellte man dem Lehrer frei; aber was wollte das sagen, wenn das *Ziel* dasselbe blieb, die Zeit zu dessen Erreichung aber gekürzt wurde! Auch in den Realien blieben die Unterrichtsziele dieselben. Wir wollen in der Geschichte selbstständig denkende und urteilende Staatsbürger heranziehen. Obschon wir nun entschiedene Gegner der Anhäufung von Gedächtnismaterial sind, ist uns doch der Geschichtsstoff wichtig als Mittel zur Anregung des Denkens; nur an Hand eines reichen Geschichtsmaterials lernt der Schüler urteilen. Ebenso verhält es sich in der Geographie. Wenn der Schüler den Stoff selbsttätig denkend erfassen soll, so ist eine tiefgründige, eingehende Behandlung geboten; aber der bisherige Unterrichtsplan nennt uns kein einziges Gebiet, dessen Weglassung wir nicht wegen seines erzieherischen oder praktischen Wertes bedauern müssten. Ähnliche Verhältnisse werden auch in den mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächern bestehen. Eine Reduktion des Unterrichtsstoffes war also für die meisten Fächer *blosser Schein* und auf keinen Fall geeignet, das Gleichgewicht für die Verkürzung der Unterrichtszeit herzustellen.

Das muss der Lehrer selbst tun durch *Konzentration* im Unterricht. Aber so leicht ist es nicht, alles Notwendige in die knappste und zugleich fasslichste Form zu bringen. Das verlangt sehr genaue Präparation und Disponierung des Stoffes. Das Weniger an Unterrichtszeit muss ausgeglichen werden durch ein Mehr an Vorarbeit. Erschwert wird die Konzentration, namentlich dem ältern Lehrer, durch lange Gewöhnung. Wenn jemand 10 bis 50 Jahre lang mit einer Lektionsdauer von 50 Minuten unterrichtet hat, so wird ihn lange Zeit das Läuten nach 40 Minuten peinlich überraschen. Aber gerade das ist ein Grund für und nicht gegen 40 Minuten; denn auch an diese kann man sich gewöhnen. Im ersten Jahre gelingt es wenigen; auch mir ist es nicht gelungen, besonders in den Realien nicht, denen nur zwei Wochenstunden zur Verfügung stehen. In den Fächern mit fünf und mehr Wochenstunden spürte ich den Unterschied bedeutend weniger. Ich habe aber die bestimmte Hoffnung, schon im nächsten Jahre mit der verkürzten Lektionsdauer besser auszukommen, vielleicht überhaupt daran gewöhnt zu sein.

Eine andere Frage ist es, wie sich die Schüler mit dem kürzeren, konzentrierten Verfahren des Lehrers abfinden. Es ist nicht zu leugnen, dass es zahlreiche Schüler gibt, bei denen die Langsamkeit des Verfahrens eine Voraussetzung des Begreifens ist. Nun erfährt man mindestens ein dutzendmal per Woche, wie zwei bis drei solcher Schüler, denen man um jeden Preis etwas begreiflich machen muss, einem den ganzen, schön aufgebauten Lektionsplan über den Haufen werfen. Was fange ich bei der verkürzten Unterrichtszeit mit solchen Schülern an? Es bleibt mir eben zu wenig Zeit für den einzelnen; oder — was auf dasselbe herauskommt — ich habe zu viele Schüler für die mir zugemessene Zeit. Mit 40 Minuten Unterrichtsdauer sollte man nicht Klassen von 35 bis 40 Schülern

haben; sonst wird der Lehrer gezwungen, die Schwachen und Mittelmässigen zu vernachlässigen. Höchstens 30 Schüler per Klasse! Erst dann kann sich der Lehrer mit dem Einzelnen beschäftigen; erst dann werden sich die guten Früchte des neuen Betriebes zeigen. Der 40 Minuten-Betrieb ist gewiss eine der guten modernen Schuleinrichtungen; aber es verlangt *kleine Klassen*, wenn die Arbeit des Lehrers fruchtbringend werden soll.

Der *Aufgabennachmittag* wurde in meiner Klasse in erster Linie für die schriftlichen Aufgaben verwendet; die mündlichen lösen sich leichter zu Hause als in der grossen Gesellschaft der Schüler. Von der Nachhülfe des Lehrers machen die Schüler wenig Gebrauch, in den Fächern, die er nicht selbst unterrichtet, überhaupt keinen. So haben mich die Schüler selbst zu folgendem Verfahren geführt:

Erste Stunde: Nachhülfe für den Unterricht im Deutschen, also Beendigen von Aufsätzen, Besprechung von Korrekturen mit den schwächeren Schülern. So bedeutet der Aufgabennachmittag für mich in erster Linie *eine Stunde mehr Deutsch*, und zwar eine von höchster Wichtigkeit; denn sie gleicht die Unterschiede aus, die im Unterricht durch die verschiedene Begabung der Schüler geschaffen wurden; da kann ich mich ungestört mit dem Einzelnen beschäftigen und manche Lücke ausfüllen, die sonst offen geblieben wären.

Zweite Stunde: Arbeiten für das Französische und die übrigen Fächer. Ich stelle ausdrücklich fest, dass die Zeit dafür genügt; denn die Mehrzahl der Schüler arbeitet gegen den Schluss der Stunde an den mündlichen Aufgaben oder treibt Lektüre.

Arbeit des Lehrers: Kontrollieren der Absenzen, Aufgabenbücher, Pulte, Kleider, Hände usw. Selbstverständlich wird diese Kontrolle auch unerwartet in denjenigen Stunden geübt, wo sie am besten passt und am wenigsten Zeit weg nimmt.

Natürlich können im Aufgabennachmittag nicht alle schriftlichen Aufgaben der ganzen Woche, sondern nur diejenigen der Wochenhälfte gelöst werden, die auf den Aufgabennachmittag folgt; außerdem alle Korrekturen, weil dabei die Hilfe des Lehrers unbedingt nötig ist. Aber wir wollen ja gar nicht alle Aufgaben in der Schule lösen, sondern nur den Schüler anleiten, sie richtig lösen zu lernen. Das Prinzip der Selbstbetätigung verlangt, dass der Schüler auch zu Hause, für sich allein, arbeite. Rechtdenkende Eltern verlangen das auch, und dass es ihrer sehr viele gibt, beweist mir die Tatsache, dass mir Reklamationen wegen zuviel Aufgaben in den letzten vier Jahren zweimal, wegen zuwenig aber sehr häufig vorgekommen sind.

Der *obligatorische Unterricht in den Knabenhandarbeiten* war zunächst vielen nicht genehm. Kein Wunder, er komplizierte den Stundenplan, da er an bestimmte Lokale gebunden ist. Man hatte gehofft, der Unterricht in den Lehrfächern werde fast ausschliesslich auf die fünf Lektionen des Vormittags verteilt werden können. Nun musste ein Teil derselben zum voraus für die Handarbeitsstunden in Beschlag genommen werden, so dass, wie bisher, eine grosse Anzahl der übrigen Stunden auf den Nachmittag kam. Doch schien das nur ein Nachteil zu sein, in Wirklichkeit war es eher ein Vorteil. Eine Reihe von fünf aufeinanderfolgenden Lektionen ist ziemlich lang. Besonders in der dritten und letzten macht sich beim Schüler die Ermüdung stark fühlbar, und es dürfte experimentell leicht nachzuweisen sein, dass die ersten Nachmittagsstunden mehr wert sind als jene Stunden des Vormittags. Zugleich bedeutet der Handarbeitsunterricht in den Morgenstunden für den Schüler eine geistige Ausspannung, die ihn für den Unterricht am gleichen Vormittag oder sogar am Nachmittag leistungsfähiger macht.

Im Knabenhandarbeitsunterricht lernt man die Schüler von der *guten Seite* kennen. Wie oft hat man in den Schulstunden über Unaufmerksamkeit, Faulheit, Nachlässigkeit, ja sogar Widersetzlichkeit zu klagen! Alles das gibt es nicht in der Handarbeitsstunde. Ein jeder setzt da seinen ganzen Fleiss ein, um seine Sache so gut als möglich zu machen. Immer herrscht reges Interesse an der Arbeit. Blasierte, gelangweilte Mielen sind da nicht zu sehen; und wie die Freude an der gelungenen Arbeit dem ganz Gewissenhaften und Geschickten als schönster Lohn zuteil wird, so straft der Verdruss des

Misslingens gleichmässig und gerecht alle, die in ihrer Aufmerksamkeit auch nur einen Augenblick nachlassen. Erzieherisch wirkt der Handarbeitsunterricht noch in anderer Richtung. Das weisse und farbige Papier in den Papparbeiten, das schön gehobelte und verputzte Holz in der Schreinerei verlangen saubere Finger. Diese Sauberkeit wird gefährdet durch Kleister und Leim. So nötig beide zur Arbeit sind, so leicht können sie sie verderben, wenn sie nicht mit der nötigen Sorgfalt gehandhabt werden. Jeder schmutzige Finger, jeder unvorsichtige Handgriff zeichnet deutlich seine Spur auf Papier, Holz, Schneidebrett und Hobelbank. Jeder Verstoss gegen die peinlichste Sauberkeit wird offenbar. So wird der Handarbeitsunterricht zu einer *Schule der Reinlichkeit*; aber auch zu einer *Schule der Vorsicht und Sorgfalt*. Dazu zwingen die scharfschneidenden Werkzeuge in doppelter Hinsicht. Da heisst es, Finger und Kleider in acht nehmen; das merken die Schüler bald, wenn trotz der vorhergegangenen Warnung des Lehrers die ersten Finger bluten! Aber das Werkzeug selbst leidet unter der Behandlung eines Unvorsichtigen. Wie leicht fährt das Kartonmesser in den Stahlwinkel, das Hobeleisen in den Bankhaken! Im Nu ist ein Werkzeug verdorben und rächt sich an seinem Verderber durch schlechte Arbeit und Zeitverlust. Der Handarbeitsunterricht erzieht den Schüler auch zur *Genauigkeit*. Er lernt hier erst, wie wichtig ein Millimeter ist. Was ihm bisher eine Kleinigkeit schien, kaum der Beachtung wert, das zwingt sich ihm jetzt auf in seiner ganzen Bedeutung für das Gelingen der Arbeit. Sehr bald erfährt er auch, wie sich die Ungenauigkeiten summieren und sieht sich daher von Anfang bis zum Ende einer Arbeit zur genauesten Beobachtung gezwungen. In der Übung aber wächst seine Sicherheit. Die anfangs zitterige Hand wird immer fester; in der richtigen Lage und an den bestimmten Ort führt sie Schnitt, Stoss und Stich. Sicher lenkt das Auge jede Bewegung. So entwickelt der Unterricht in den Knabenhandarbeiten *Beobachtungsgabe* und *Geschicklichkeit*.

Das kommt nicht nur dem Individuum, sondern auch den andern Unterrichtsfächern zugute. Der Zeichnungsunterricht wird gefördert durch die stete Übung von Auge und Hand, auch durch das Zeichnen im Handfertigkeitsunterricht selbst. Die fortwährende Anwendung des Metermasses fördert den elementaren Rechnungsunterricht. Für die Geometrie werden eine Reihe von Begriffen vorgebildet: Winkel, Parallelogramme, einfache Körper. Mit Leichtigkeit wird der Schüler diese letzten selbst herstellen und dem Lehrer wertvolles Veranschaulichungsmaterial liefern.

Sehr wichtig für das Gelingen des Handarbeitsunterrichts war die richtige Länge der Lektionen. Eine volle Stunde war hier entschieden zu kurz, zwei aufeinanderfolgende ebenso entschieden zu lang. Indem uns nun der Stundenplan zwei aufeinanderfolgende Lektionen von 40 Minuten mit Einschluss der dazwischen liegenden Pause von fünf Minuten einräumte, erhielten wir eine ausserordentlich angenehme und passende Arbeitszeit. Sie ist lang genug, um den Schüler an anhaltendes Arbeiten zu gewöhnen, sogar um kleinere Arbeiten zu Ende zu führen; sie ist aber auch so kurz, das wir die Stunde mitten in der vollsten Arbeitsfreudigkeit abbrechen dürfen. Ihr Ende ist immer ein lebhaftes Bedauern, dass die schöne Zeit schon vorüber ist.

Wir wollen und können im Handarbeitsunterricht keine fertigen Handwerker bilden. Aber wir wecken in unsren Schülern die Freude am Werk der eigenen Hände und damit auch die Liebe zur Arbeit. Dann bilden wir Auge und Hand und sichern dadurch das Gelingen der Arbeit. Unsere Schüler werden davor bewahrt, später als unpraktische und ungeschickte Menschen dazustehen.

Die praktische Arbeit bildet eben die unbedingt notwendige Ergänzung, Belebung und Anwendung der Lernfächer. Beide müssen als gleichwertige Faktoren in der Schulerziehung zusammenwirken; Anwendung des einen ohne den andern ist uns heute, nach den trefflichen Schriften von Kerschensteiner und Seidel, undenkbar; denn die Schule arbeitet nicht mehr auf eine einseitig intellektuelle Ausbildung des Kindes hin; sie setzt sich die *harmonische Bildung des ganzen Menschen*, die gleichmässige Entwicklung aller seiner Fähigkeiten zum Ziele.

Der Schulgarten.

Von Dr. H. Zahler.

Der Schulgarten bildete eine Neuerung in unserem Unterrichtsbetriebe, die erst im Laufe des Versuchsjahres eingeführt wurde. Sie kam ziemlich spontan und ohne lange Vorbereichungen und Vorbereitungen. Die Idee stieg mir auf, als ich mir überlegte, was wohl mit dem Exkursionsnachmittag angefangen werden könnte, damit er nicht in eine planlose Bummeli ausarte. Der Gedanke wurde dem Vorsteher unterbreitet. Er trat darauf ein. Dann nahm ich Rücksprache mit meiner Klasse (Ib), die den Vorschlag mit Akklamation begrüßte. Damit war der Beschluss gefasst, den Versuch zu wagen; aber zur Ausführung fehlte so gut wie alles, außer unserm guten Willen und einem bisschen Begeisterung. Was wir wollten? Unser Garten sollte kein botanischer Versuchsgarten sein; also auch kein Schulgarten im landläufigen Sinne; einen solchen besaßen wir schon. Der Garten sollte den Schülern Gelegenheit bieten, sich praktisch zu betätigen, körperliche Arbeit zu verrichten. Um dem Zwecke zu dienen, durfte er nicht zu klein sein. Die Klasse zählte 22 Schüler vom letzten Schuljahr, darunter grossgewachsene, starke Leute, die etwas leisten konnten. Darauf musste Rücksicht genommen werden. Es wurde zuerst an ein Landstück von ca. 400 m² Fläche gedacht. Ein Stück in dem Umfang und in der Nähe des Schulhauses gelegen war aber nicht aufzutreiben; übrigens musste darauf Bedacht genommen werden, sobald wie nur immer möglich etwas zu erhalten. Die Zeit war so wie so schon viel zu weit vorgeschritten, ging es doch schon gegen Anfang Mai. Es gelang uns endlich, von Herrn Pulver, Metzger und Handelsmann, unmittelbar vor dem Schulhause ein Stück Wieseland zu mieten. Dabei blieb nichts anderes übrig als ein dreieckiges Stück zu nehmen, das ca. 100 m in der Länge und 35 m in der Basis mass, somit ungefähr 1/2 Jucharte oder 1800 m² Fläche hatte. Das Gras stand schon mehr als handhoch drauf, als man es absteckte. Wir machten nun den Versuch, den Rasen umzustechen. Mühsame Arbeit! Während eines ganzen Nachmittages wurden kaum 20 m² bewältigt. Auf die Weise wäre man bis zum Herbst nicht mit der Arbeit fertig geworden. Wir schauten uns nach Hilfe um. An einem der nächsten Tage kam auch ein kräftiges Zweigespann, und nun zog der Pflug seine Furchen durch den grünen Rasen, auf dem der Löwenzahn schon lustig geblüht hatte. Das war ein kleiner Festtag für uns. So aufmerksame Zuschauer und sachverständige Beurteiler hat der Mann wohl kaum je in gleicher Zahl um sich gesehen. Am Abend war die Arbeit getan; die braunen Schollen warteten der Dinge, die da kommen sollten. Irgendwelcher Kredit stand uns nicht zur Verfügung. Der Garten musste sich selbst erhalten. Wir mussten also darauf bedacht sein, aus unserm Garten etwas zu ziehen, ja nicht nur etwas, sondern, wenn möglich, viel; denn das wir Auslagen haben würden, und zum Teil recht bedeutende, daran war nicht zu zweifeln. Werkzeuge irgendwelcher Art fehlten, eine Umzäunung fehlte gleichfalls, Pflanzenmaterial war keines da; das musste nun alles beschafft werden.

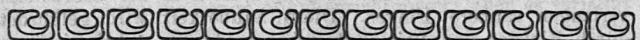
Der grösste Teil des Gartens sollte zum Gemüsebau verwendet werden. Damit die Schüler auch ein persönliches Interesse am Gelingen des Ganzen hätten, wurde ihnen versprochen, ein allfälliger Überschuss solle ihnen zugute kommen. Ausserdem sollte jeder ein eigenes Beet bekommen; er durfte es nach Gutdünken bepflanzen, und der volle Ertrag war sein eigen. Nachdem ein Plan entworfen und gestützt darauf eine Einteilung gemacht worden war, erkannte ich gleich, dass ich zu viel Werg an der Kunkel hatte. Mit einem Nachmittag in der Woche wäre es unmöglich gewesen, ein so grosses Landstück zu bepflanzen und im Stande zu halten. Zum Glück fanden sich zwei Kollegen, die Herren Born und Dettwyler, die sich anschlossen und ins Geschäft eintraten. Wir konnten nun drei Nachmittage der Woche dem Garten widmen; es nahmen ca. 90 Schüler an der Arbeit teil, und zwar traf es sich, dass je eine erste, eine zweite und eine dritte Klasse beschäftigt wurden. Die nötigen Werkzeuge brachten sie jeweilen von zu Hause mit. Im Laufe des Sommers wurden vier Giesskannen und vier eiserne Gartenrechen angeschafft; vom botanischen Garten erhielten wir eine Anzahl älterer

Stech- und Grienschaufeln. Blumenstäbe schnitzten wir im Handfertigkeitsunterricht; einen grösseren Posten 180 und 120 cm langer Stäbe liessen wir mit der Maschine rund hoheln, das Spitzen und weitere Zurichten wurde gleichfalls im Handfertigkeitsunterricht besorgt. Den Zaun machten wir selbst. Wir kauften uns ca. 50 Pfähle, 180 cm lang und im Mittel 10 cm stark, dazu Draht und 1 m lange Staketen. Mit Agraffen hefteten wir die Staketen an den Draht. Der Zaun war zwar nicht sehr solid, aber er tat seinen Dienst. Der Garten blieb übrigens den ganzen Sommer über offen. Es konnte hinein wer wollte, und doch ist uns nur ganz unbedeutend gestohlen und so gut wie gar nichts verdorben worden. Es freut uns, das konstatieren zu können, denn wir glauben daraus auf ein gewisses Mass von Sympathie selbst bei dem Teil des Publikums schliessen zu dürfen, der es sonst mit fremdem Gut nicht allzu genau nimmt. Von Hrn. Konsumverwalter Thomet wurden uns zwei Fässer geschenkt, um sie in den Boden einzubringen und als Wasserreservoir zu benützen. Wenn wir noch befügen, dass wir uns einen kleinen Treibkasten von 50/110 cm nebst Fenster selbst zimmerten, so haben wir unser gesamtes Inventar an Werkzeug und technischen Hülfsmitteln aufgeführt. Die Beschaffung des Pflanzenmaterials machte uns nicht viel mehr Mühe und Kosten. Wir sind auf die einfachste Weise der Welt dazu gekommen. Wo wir anklopften, fanden wir mit einer einzigen Ausnahme offene Hände und herzliches Entgegenkommen. Das ganze, zum Teil wertvolle Material bezahlten wir, indem wir hier in ein paar Zeilen den üblichen öffentlichen Dank aussprechen. Wir sind uns aber wohl bewusst, dass, wenn es uns gelungen ist, unsern Versuch mit Erfolg durchzuführen und der Idee Freunde zu gewinnen, wir das nicht zum mindesten denen verdanken, die in so liberaler Weise unsr. Garten geschmückt haben. Besonders freundliches Entgegenkommen fanden wir im botanischen Garten bei der Direktion sowohl als beim Obergärtner. Hr. Obergärtner Schenk hat uns nicht nur von Anfang an mit seinem Rate in allen Lagen unterstützt, sondern uns auch eine Menge prächtiger Pflanzen kostenlos geliefert; wir nennen unter anderm über 200 Stück Geranien, herrliche Exemplare in voller Blüte, die wir zum Teil zum Bepflanzen von Rabatten verwendeten, zum grössern Teil aber unter die Schüler verteilt, damit sie sie in ihre Beete auspflanzen könnten; außerdem erhielten wir von ihm über 80 Dahlienstücke, die den Hauptschmuck unseres Gartens darstellten und bis in den späten Herbst einen reichen und üppigen Blumenflor entwickelten; daneben wurden uns vom botanischen Garten noch Begonien, Blattplänen und Ziergräser geliefert, mit denen wir vier Gruppen vor unserm Schulhaus bepflanzten. Meine Schwägerin teilte mit uns ihren Vorrat an Winterastern und überliess uns ca. 60 Stücke, deren farbenfroher Flor uns vom Oktober weg bis weit in den Dezember erfreute, außerdem verdanken wir ihr ca. 20 Stücke Helianthus und Rudbekien, einen grossen Posten Monbretien und den grösssten Teil der Gemüsesetzelinge in Kohl, Köhl, Rübkhöhl usw. Meine Schwiegermutter schenkte uns zwei Säcke Saatkartoffeln, mit denen der hintere Teil unseres Feldes besetzt wurde; auch die Schüler brachten mancherlei, das uns gute Dienste leistete. So gelang es uns, in verhältnismässig kurzer Zeit den Garten zu bepflanzen, und wenn wir auch anfangs mit allem etwas post festum kamen, so glich sich das doch mit der Zeit aus, um so mehr, da der Boden von vorzüglicher Beschaffenheit war und darum alles üppig gedieh.

Nach dem aufgestellten Plan zerfiel unser Garten in drei Teile. Der vorderste Teil bildete die eigentliche Gartenanlage; in der Mitte lagen sechs Reihen Schülerbeete; der hinterste Teil umfasste die Bohnen- und Kohlpflanzungen und den Kartoffelacker. Unstreitig der interessanteste Teil war die Mitte, die Schülerbeete. Hier ward der individuellen Betätigung völlig freier Spielraum gelassen. Mit seinem Beete konnte jeder schalten und walten wie er wollte; wir verlangten nur, dass innert einer bestimmten Frist die Beete bepflanzt würden. Es war nun interessant zu sehen, was da gepflanzt wurde und wie es bepflanzt wurde. Die grösste und buntscheckigste Mannigfaltigkeit! Wir setzten Preise aus für die, die den Sommer über ihre Beete am besten im Stande hielten und ihre Arbeit am sorgfältigsten machten. Im Preisgericht sassen die HH. Dr. Badertscher, J. Mumprecht, Mitglied der Schulkommission,

und Obergärtner Schenk. Zweimal wurden die Beete inspiziert und taxiert. Am Ende des Jahres konnten 25 Schülern Preise im Totalwerte von 30 Fr. verabfolgt werden.

(Fortsetzung folgt.)



Aus dem Entwurfe eines Geschichtslehrmittels für zürcherische Sekundarschulen.

Robert Wirz, Winterthur.

In Bälde wird der dritte und letzte Teil des Entwurfes der kantonalen Konferenz vorgelegt werden. Wir brachten letztes Jahr an dieser Stelle Proben aus dem Leitfaden und möchten nun durch einige Nummern die Tendenz des Lese-teils erläutern. Dieser zweite Teil des Buches hat die Aufgabe, den Leitfaden zu illustrieren und ihm Inhalt zu verleihen. Hier kommt besonders der Dichter zum Wort, der eher im stande ist, ein lebenswarmes Bild zu entwerfen. Der Schüler soll mit dem Geiste der betreffenden Zeit vertraut, in deren Atmosphäre versetzt werden. Der Illustration der römischen Geschichte dienen folgende Nummern: 1. Antonius hält Cäsars Leichenrede. 2. Der Triumphzug des Germanicus. 3. Cäsarwahnsinn. 4. Gegen die Seeräuber. 5. Neros Christenverfolgung. 6. Im Amphitheater. 7. Im Zirkus zu Antiochien. 8. Die Zerstörung des Serapistempels.

1. Antonius hält Cäsars Leichenrede.

(Shakespeare, Julius Cäsar.)

Markus Antonius, ein Mann von bedeutenden Gaben, guter General und Haupthelfer Cäsars, versuchte dessen Nachfolger zu werden. Er bemächtigte sich des Staatsschatzes und des Nachlasses Cäsars. Er bewog den Cäsarschen Anhang, mit den Mörfern in Verhandlungen zu treten, so dass sie Amnestie erhielten. Zugleich aber erzwang er die Anerkennung aller Amtshandlungen Cäsars und dessen ehrenvolles Begräbnis. Sein wahres Gesicht zeigte er beim Leichenbegängnis. Als die Leiche des ermordeten Herrschers nach der Sitte der Zeit auf dem Forum niedergesetzt wurde, bestieg der Konsul Antonius die Rednerbühne:

Mitbürger! Freunde! Römer! hört mich an:
Begraben will ich Cäsar, nicht ihn preisen.
Was Menschen Übles tun, das überlebt sie,
Das Gute wird mit ihnen oft begraben.
So sei es auch mit Cäsar! Der edle Brutus
Hat euch gesagt, dass er voll Herrschaftsucht war;
Und war er das, so war's ein schwer Vergehen,
Und schwer hat Cäsar auch gebüßt.

Folgt die ganze Leichenrede bis zu dem Schlussatz:

Das war ein Cäsar! Wann kommt seinesgleichen?

Die Menge geriet ausser sich und trug Stühle, Bänke, Tische, Spezereien, Stoffe herbei und verbrannten Cäsars Leiche gleich auf dem Markt. Mit Brandfackeln stürzten einzelne Haufen gegen die Häuser der Verschworenen. Der Tribun Cinna, den man fälschlich für den Verschworenen gleichen Namens hielt, wurde in Stücke zerrissen. Die Mörder Cäsars aber flohen in die republikanisch gesinnten Landstädte.

Nachdem Antonius eine Zeitlang die Macht besessen, musste er sie mit Cäsars Grossneffen *Oktavian* und dem Cäsarschen General *Lepidus* teilen (2. Triumvirat). Nachdem letzterer ausgestossen worden war, beherrschte Antonius den gesamten Osten, wo er aber verweichlichte, so dass das ganze Erbe Cäsars Oktavian zufiel.

Der Triumphzug des Germanicus (16 n. Chr.).

Ein tiefblauer, wolkenloser Himmel wölbt sich über der Siebenhügelstadt. Laub- und Blumengewinde schlingen sich von Haus zu Haus, von Strasse zu Strasse, und vom frühen Morgen an wälzen sich ungeheuere Menschenmassen dem Marsfelde zu. Rom feiert heute ein grosses Fest: Cäsar Germani-

cus, der Neffe und Adoptivsohn des Kaisers Tiberius, will seinen feierlichen Triumphzug halten. Gegen 11/2 Millionen Menschen drängen sich auf den Strassen, nicht mitgerechnet die vielen Fremden, die das in der Kaiserzeit selten gewordene Schauspiel des grossen Triumphes herbeigelockt. Alte, Lahme, Krüppel, Kinder — alle wollen dabei sein; niemand bleibt zu Hause. Die Stadtteile, welche der Zug nicht passiert, sind fast ganz von Bewohnern entblösst, so dass zum Schutze der Häuser gegen Diebe und Räuber auf Befehl des Kaisers Wachmannschaften patrouillieren.

Ein Gewirr von Sprachen tönt an unser Ohr; alle Völker schickten Bewunderer nach Rom. Feingebaute Inder, üppige Ägypter, sehnige Wüstensöhne aus Afrika, Äthiopier mit kraussem Wollhaar, safranduftende Cilicer,¹⁾ Sabäer²⁾ aus dem Lande des Weihrauchs, hungrige Griechlein, Gallier mit ihren den Römern so auffälligen Hosen, blau-tätowierte Briten, von Pferdemilch genährte Sarmaten³⁾ und Skythen mischen sich mit römischen Bürgern, italischen Landleuten und Sklaven, welche heute die seltene Freiheit geniessen. Durch die lärmende Menge brechen sich Bahn riesige Liburner⁴⁾ und Cappadocier,⁵⁾ welche stolze Patrizier in Sänften tragen. Trefflich berittene numidische 6 Vorreiter sprengen das Volk auseinander für die nachfolgende Karosse, in welcher römische Schönheiten zu den reich mit Purpurteppichen und Blumen geschmückten Logen und Tribünen fahren, wo die edlen Frauen Roms, Senat und Ritterschaft und die kaiserliche Familie sich einfinden. Wie Sterne um die Sonne, so reihen sich um die greise Kaiserin-Mutter die adeligen Schönheiten Roms. Ihr aus lauter Goldfäden gewobener Mantel ist ein Prachtstück ersten Ranges, Mode sind teure, dünn und florartig gewobene Gewänder. Perlen aus dem indischen Ozean repräsentieren ganze Vermögen. An Hals und Armen blitzten goldene Ketten und Spangen, mit Edelsteinen besetzt. Am interessantesten sind der Kopf- und Gesichtsform angepasste Frisuren, vom abenteuerlichen Turmwerk bis zum einfach gescheitelt, hinten in einen Knoten geschürzten Haar. Keine gleicht der andern; nur das ist allen gemeinsam, dass sie unverhältnismässig viel von der Stirne bedecken. Der Duft der Blumen, vermischt mit dem in Menge verbrannten Weihrauch, berauscht die Sinne. Die Atmosphäre wird immer drückender und weisse und schwarze Sklavinnen wehen ihren Gebieterinnen mit grossen Fächern von Pfauenfedern Kühlung zu. — In der vordersten Reihe sitzen auch die vestalischen Jungfrauen, die Hüterinnen des ewigen Feuers. — Würdevoll repräsentieren sich unsren Blicken die Senatoren in ihrer glänzend weissen, purpurverbrämten Toga. Weiter hinten, auf den amphitheatralisch ansteigenden Sitzten, glänzen die Vertreter der Ritterschaft, die reichen Bankiers Roms. Die zahlreichen Emporkömmlinge dieses Standes, deren Väter zum Teil noch Sklaven oder Freigelassene gewesen waren, tragen einen enormen Luxus zur Schau, der sich namentlich durch die Menge und Pracht der Fingerringe mit wundervoll gearbeiteten Steinen verrät.

Plötzlich im Volke entstehende Uruhe und herannahende kriegerische Musik verkünden die Ankunft des Kaisers. Ehrfurchtsvoll macht die Menge Platz — Tiberius, der zweite Kaiser der Römer, naht, getragen in prachtvollem, reich mit Purpur und Gold verzierten Stuhle. Er ist fast ganz verdeckt durch seine Begleitung, riesige Gestalten im malerischen Waffenschmuck ihrer germanischen Heimat. Stolze Prätorianerkohorten mit einem Musikchor eröffnen und schliessen den Zug. Tausende von neugierigen und prüfenden Blicken richten sich auf den Beherrscher der Welt, als er seine Loge betritt. Von Wuchs ist er über Mittelgrösse und wohl proportioniert; besonders fallen auf an ihm sein für einen Südländer ausserordentlich weisser Teint und die grossen, schönen Augen, mit denen er, wie man erzählt, auch des Nachts sieht. Doch gerade aus den Augen, wie übrigens aus allen seinen Zügen und seiner ganzen Haltung spricht, trotz aller Selbstbeherrschung, eine solche Mündigkeit und Bitterkeit, dass uns fast Grauen befällt. Erst drei Jahre Kaiser — und schon so übersättigt. Der Knechtesinn und die Kriecherei, namentlich der vornehmen Stände, widert ihn an; ihre Falschheit macht ihn misstrauisch; das Bewusstsein, dass Millionen bereitstehen, auf den leisesten

¹⁾ Kleinasiens. ²⁾ Arabien. ³⁾ Südrussland. ⁴⁾ Illyrien. ⁵⁾ Nordafrika.

Wink auch das scheinbar Unmögliche zu vollbringen, all das lässt ihn mit grenzenloser Menschenverachtung auf seine Umgebung blicken.

Auf ein vom Kaiser gegebenes Zeichen erheben sich die Senatoren in Gesamtheit von ihren Sitzen, um, die Konsuln an der Spitze, in würdevollem Schritt dem siegreichen Heere nach alter Sitte bis zur Porta Triumphalis entgegenzugehen. Das Volk bricht in lauten Jubel aus; zugleich aber beginnt noch ein letztes, wildes Ringen um die besten Plätze. Entsetzlich ist das Gedränge; mit den Verwünschungen der Männer vermischt sich das Wehgeschrei von Frauen und Kindern, die nicht selten verwundet und ohnmächtig zusammenbrechen.

Kriegerische Musik verkündet das Herannahen des Zuges. Eröffnet wird er durch die gefürchteten Liktoren mit den Fasces, den Symbolen der Gewalt über Leib und Leben. Sie schaffen Platz, wo das Militär nicht Spalier bildet. Nun folgen die Konsuln und der Senat, die das siegreiche Heer empfangen haben und nun an dessen Spitze zurückkehren, um wieder die alten, reservierten Plätze einzunehmen. Lautes Jubelgeschrei des Volkes übertönt beinahe den rauschenden Siegesmarsch des Musikchors vor dem langen Zuge der Wagen, auf welchen jetzt die Kriegsbeute vorübergeführt wird. Germanische Schlachtrosse, von Pferdebändigern aus dem Zirkus geführt, ziehen Wagen voll erbeuteter Schutz- und Trutzwaffen. Mit geheimem Grauen betrachtet man den äusserst handlichen germanischen Speer, welchem Varus mit seinen drei Legionen erlegen. Bewunderung erregen die bemalten Schilde, die selten langen Stosslanzen und die riesigen zweihändigen Schlachtenschwerter, die noch vom Römerblute gerötet sind. Zum Sturme erhebt sich das Beifallsgeschrei, als neben den erbeuteten Feldzeichen zwei wiedergefundene Adler der unglücklichen varianischen Legionen vorübergetragen werden. Den Bernsteinstücken von den Gestaden der Ostsee, die später verarbeitet am Halse der Römerinnen prangen, folgen Wagen mit ungeheuren Tonnen, deren Aufschriften den Inhalt als germanisches Nationalgetränk bezeichnen, ein Gebräu aus Gerste und Korn. Ihm ist ein schlechter Ruf vorausgegangen, und besser gefallen die Gefässer, mit denen das edle Nass in Germanien geschlürft wird, die riesigen, mit Silber beschlagenen Auerochsen-Trinkhörner.

Fast erdrückt wird das Fuhrwerk von einem Eichenstamm von wahrhaft riesigen Dimensionen aus einem heiligen Haine der Marser.¹⁾ Aus dem nämlichen Heiligtume stammen auch die schneeweissen, fadellos gebauten Pferde, welche den Wagen ziehen; sie galten den Germanen als heilig und ihr Wiehern und Schnauben war ein günstiges Vorzeichen für Priester und Hälftlinge. Für die kaiserliche Küche bestimmt sind ganze Wagenladungen Mohrrüben vom Niederrhein, eine zarte Aufmerksamkeit des Germanicus für seinen Stiefvater, der sie leidenschaftlich liebte.

Zum erstenmal sieht Rom die kolossalen Tiergestalten des germanischen Waldes: Renntiere, Elentiere und Auerochsen. Was Liktoren und Prätoren mit Mühe zustande gebracht, das gelingt diesen Tieren mit Leichtigkeit. Respektvoll weicht die Menge zurück vor den tückisch-wilden, blutunterlaufenen Augen und gewaltigen Hörnern der Auerochsen, welche mit Mühe mittels Nasenringen, Seilen und Ketten von den Tierwärtern des Amphitheaters gebändigt werden.

Unter Vorantritt der Priesterschaft folgen die zum feierlichen Opfer bestimmten Tiere: über 100 Stiere, alle mit vergoldeten Hörnern, im Schmucke von Bändern und Kränzen; ihre jugendlichen Führer sind mit prachtvollen Gürteln zur Opferhandlung ausgerüstet und von Knaben mit goldenen und silbernen Opferschalen begleitet.

Den Abschluss des ersten Teils des Triumphzuges bildete eine verkörperte Geschichte des Feldzuges: Ansichten von Schlachten, Gegenenden, Statuen, welche mühsam durchzogene Waldgebirge und überschritte Ströme personifizieren. Unter allen ragt der Vater Rhein hervor; um den bärtingen Flussgott mit dem schilfbekränzten Haupt gruppieren sich die minder grossen Figuren der Elbe, Weser, Ems und Lippe. Am meisten interessiert der verhängnisvoll gewordene Teutoburgerwald, bis zu dem Germanicus vorgedrungen, um pietätsvoll die gebliebenen Gebeine der drei varianischen Legionen zu bestatten.

¹⁾ Volk im Nordwesten Deutschlands. Durch Germanicus verichtet.

Aufgeregt begrüßt das jubelnde Volk die Liktoren und den Musikchor, welche die zweite Hälfte des Zuges eröffnen. Wild schmettern die Tuben und Hörner, bacchantisch ertönen die Zimbeln und Pauken — Germaniens Söhne und Töchter nahen in klirrenden Fesseln. Voran schreiten hochgewachsene Kriegergestalten vom Jüngling bis zum Greise, ungebeugt, aus den blauen Augen blitzt Trotz und Verachtung oder Ingomm über das unverdiente Missgeschick. Keine Klage geht über die Lippen, keine Trauer spricht aus den kühnen Zügen. Über den Helm gezogene Köpfe der Bären-, Eber- und Auer-ochsfelle erhöhen ihre Wildheit. Wer unbedeckten Haupts geht, dem fallen die Haare, die über den Scheitel zusammengebunden sind, zopfartig nach hinten. Wild jauchzt der Strassenpöbel beim Anblick eines besonders gehassten Führers.

Doch plötzlich legt sich der Sturm. Die Rohesten weichen vor der hoheitsvollen Erscheinung, die den Zug der gefangenen Frauen eröffnet, zurück. Es ist Thusnelda, die Gemahlin des Arminius, des Befreiers der Deutschen. Marmorkalt sind ihre Züge, hoch trägt sie das stolze Haupt mit der Fülle blonder Locken; in prächtigen Falten fliesst das ärmellose, schneige Linnenkleid mit eingewobenen Purpurstreifen über ihren schönen Körper. An der Hand führt sie den dreijährigen Sohn, einen kräftigen Knaben mit blondem Kraushaar und trotzigen blauen Augen. Mit Staunen und Bewunderung schauen die Römer all die schönen, stolzen, ungebeugten Frauen, und Leben kommt erst in sie, als auf dem turmhähnlichen Triumphwagen, von schneeweissen, prächtig geschirrten Pferden gezogen, der Held des Tages naht.

Jung und schön, wie der Kriegsgott selbst, ausgerüstet mit allen Vorzügen des Leibes und des Geistes — in seiner glänzenden, goldgestickten Triumphatorentracht eine prachtvolle Erscheinung —, reisst er das Volk zu rasender Begeisterung hin. Ein Blumenregen droht ihn zu erdrücken. „Heil dem Sieger! Heil Germanicus, dem Freunde des Volkes!“ Alle wollen ihren Liebling sehen. — Bleich vor Erregung erwidert er die Grüsse des Volkes, unterstützt von seinen drei jugendlichen Söhnen, die sich mit ihrer Mutter Agrippina und zwei Schwestern ebenfalls auf dem Siegeswagen befanden — ein Bild des reinsten und schönsten Familienglücks, wie es sich in dem sittlich faulen Rom so selten findet. Neidlos begleitet auf schneeweißem Hengst der Kaisersohn Drusus den berühmten Stiefbruder, zum grossen Ärger des Vaters, der allem fremden Ruhme misstraut.

Dem angebeteten Feldherrn folgten die treuen Gehülfen seiner Schlachten und Siege, alle auf weissen Pferden, denn weiss ist des Römers Glück- und Lieblingsfarbe. Den ruhmgekrönten Führern auf dem Fusse marschieren die tapferen Truppen, ausserlesene Abteilungen der acht am Rheine stehenden Legionen und der dazu gehörenden Hülfsvölker, lauter kräftige, kriegerische Gestalten. Nicht endenwollender Jubel begrüßt die tapferen, lorbeergeschmückten Scharen, aus deren Mitte Sieges- oder auch derbe Spottlieder ertönen. Hinter den Linientruppen rasseln die gewaltigen Belagerungsmaschinen über das Pflaster. Den Schluss bilden die malerischen Hülfsvölker zu Fuss und zu Pferd in Nationaltracht, gefürchtete Schleuderer, luchsäugige kretische Bogenschützen und flinke Reitergeschwader. Nach dem Passieren des Zirkus Flaminius betritt der stundenlange Zug durch ein Tor die innere Stadt und erreicht das Kapitol. Hier legt der Triumphator Germanicus seinen Lorbeerkrantz in den Schoss Jupiters, die Priesterschaft beginnt das heilige Opfer. Nach der Opferhandlung zerstreuen sich Soldaten und Volk; der Hof, die hohen Offiziere, Senat und Beamtete treten zum grossen Festmahl zusammen. Der heutige Tag ist ein Freudentag für den ärmsten Bürger. Im Namen des Triumphators hat der Kaiser 300 Sesterzen (66 Fr.) auf den Kopf austeilen lassen. Aus Garküchen und Wirtschaften ertönt der ausgelassene Gesang der Menge, die sich von den ausgestandenen Strapazen erholt und für neue stärkt; denn nachts, bei Fackelbeleuchtung, wird unter dem Vorsitz des Kaisersohnes ein grossartiger Gladiatorenkampf mit Tierhetze stattfinden. Eine dämonische Leidenschaft zieht alles Volk in das Amphitheater auf dem Marsfelde;¹⁾ dämonisch ist die Lust

¹⁾ Ebene gegen die Tiber, wo die militärischen Übungen vor genommen wurden.

am rauchenden Blute der Arena, und kein verwundeter Gladiator, der mit ausgestrecktem Zeigefinger um Gnade bittet, erhält heute Pardon.

Nach Dr. Franz Fröhlich.

3. Cäsarenwahnsinn.²⁾

Augustus' Nachfolger war sein Stief- und Adoptivsohn *Tiberius*, ein hochbegabter, aber verbitterter Regent, der ganz zum Despoten ausartete. Als dritter Kaiser folgte *Caligula*, der Sohn des Germanicus und Grossneffe des Vorgängers. Als Knabe erhielt er von den Soldaten des Vaters den Kosenamen *Caligula* — Stiefelchen, da er Soldatenstiefelchen trug. Er regierte so aberwitzig und grausam, dass man diese Entartung mit dem Namen Cäsarenwahnsinn belegt. Dieser äusserte sich besonders in einer masslosen Überschätzung seiner Stellung und Person. Nach vierjähriger Regierung wurde der Sechzehn- und zwanzigjährige durch Gardeoffiziere ermordet (41 n. Chr.).

Vorm Tempel des Jupiter *Latialis*³⁾ in Rom trafen sich zwei Männer aus der Mittelklasse. Sie blieben beide stehen, um den neuen Tempel zu betrachten, der von allen andern verschieden war und aussah, als habe er ein Erdbeben durchgemacht. Der Sockel war nämlich wie ein Dachfirst gebaut, die Säulen standen auf den Kopf der Kapitale, und das Dach war wie eine Grundmauer mit Kellerfenstern gemacht.

— So treffen wir uns wieder, hebräischer Mann, sagte der eine, der einem römischen Händler glich. War es nicht in Jaffa, wo wir uns zuletzt sahen?

— Jawohl, antwortete der Hebräer. Den Römer trifft man überall zu Hause; den Hebräer trifft man auch überall; aber er ist nirgends zu Hause. Doch sag mir: Wessen Tempel ist dies?

— Das ist der Tempel des wilden Tiers, des Kaisers, des Caligula, des Verrückten, des Mörders; er hat ihn sich selbst errichtet; sein Abbild steht drinnen und der Verrückte kommt jeden Tag, um sich zu verehren.

Dabei machte der Römer ein Zeichen auf seiner Stirn, den Zeigefinger der rechten Hand zuerst von oben nach unten, dann von links nach rechts führend.

Der Hebräer betrachtete ihn erstaunt.

— Bist du nicht Römer?

— Doch, ich bin römischer Christ.

— Wo wohnst du?

— Hier unter Rom, in den Felsengängen.

Er zeigte auf eine Lucke im Boden, die denen glich, die zu den Kloaken hinunterführten.

— Wohnst du hier unter der Erde?

— Da wohnen wir Christen, dort liegen wir wie Samen in der Erde und keimen.

Das sind ja Grabgewölbe dort unten.

— Ja, wir sind mit Christus begraben und warten auf die Auferstehung.

— Habt Ihr einen Tempel dort unten?

— Wir halten unsern Gottesdienst dort ab, und heute feiern wir die Geburt Jesu.

— Es kommt jemand oben in der Gasse, sagte der Hebräer.

Der Römer öffnete die Lucke im Boden, um hinunter zu steigen.

Da war aus dem Innern der Erde ein Chorgesang zu hören:

Es braucht die Stadt nicht Mond noch Sonne,
Denn Gottes Herrlichkeit erleuchtet sie,
Das Lamm ist ihr Licht!

— Wer ist das Lamm? fragte der Hebräer.

— Jesus Christus, der Erlöser der Welt.

— Findest du, dass die Welt erlöst ist, wo dieser verrückte Caligula

— Die Welt wird erlöst werden, wenn wir still in der Hoffnung sind.

— Ihr habt also Israel die Verheissung genommen?

²⁾ Aus „Historische Miniaturen“ (das wilde Tier) von Strindberg. Verlag Georg Müller, München. Broschiert Mk. 4.50, gebunden 6 Mk. Mit gütiger Erlaubnis des Verlages.

³⁾ Der Latiner.

— Nein, wir haben die Verheissung geerbt, denn Christus war vom Stämme Israels.

— Es kommt jemand!

Dann leb' wohl! Wir treffen uns immer; denn die Erde ist unser.

Im Tempel, der vom Volke die verkehrte Welt genannt wurde, schlich ein Mann ganz erschrocken an den Wänden entlang, als sei er bange, den Rücken zu zeigen. Es war das Gesicht eines Jünglings, aber ohne eine Einfassung durch Haar. Seine Oberlippe zog sich nach der linken Seite hinauf und zeigte einen langen Raubzahn, während zugleich das rechte Auge einen schnellen Strahl wie einen giftigen Pfeil abschoss.

Längs der Wand schlich er bis zur Apsis,¹⁾ wo ein Standbild errichtet war, ein Abbild des furchtsamen Mannes; so genau war er wiedergegeben, dass sogar die Kleider dieselben waren.

— Ist der Priester da? flüsterte der wahnsinnige Kaiser; denn er war es.

Keine Antwort erfolgte.

— Priester! lieber Priester, mir ist so bange, kommst du nicht?

Jetzt trat ein Oberpriester vor, fiel vorm Kaiser auf die Knie und betete ihn an.

— Jupiter, optimus maximus latiaris, verscheuch deine Feinde.

— Habe ich denn Feinde? Ja, und darum ist mir so bange. Glaubst du, dass ich Gott bin?

— Du bist es!

— Lass es denn donnern, so verscheuch ich meine Feinde.

— Der Priester schlug auf eine Pauke, und es dröhnte im Tempel. Der Kaiser lachte so, dass alle Zähne zu sehen waren.

— Priester! rief er, indem er sich auf einen Thron setzte, jetzt sollst du mir opfern!

Der Priester steckte auf dem kleinen Altar vor dem Wahnsinnigen ein Feuer an.

Der Kaiser sprach:

— Es riecht gut! Jetzt bin ich der Mächtigste im Himmel und auf Erden. Ich richte über Lebende und Tote; ich werfe in den Tartarus, und erhebe ins Elysium: wie mächtig bin ich! Ich zähme die Wogen des Meeres und gebiete dem Sturm, sich zu legen; ich herrsche über die Bahnen der Planeten; ich selber habe das Chaos geschaffen; und das Menschen-geschlecht liegt mir zu Füssen, von den Urwäldern Britanniens bis zu den Quellen des Nils, die ich allein entdeckt habe. Ich habe mein Leibpferd Incitatus zum Konsul erhoben und das Volk hat sein Konsulat anerkannt. Priester, bete mich an! Oder vergisst du, wer ich bin? Nein, ich bin ich, der ich mich immer in meinem Standbild anbeten werde! Caius Cäsar Caligula, ich verehre dich, Herr der Welt, wie ich mich selber verehre!

Er fiel vor dem Bilde auf die Knie.

— Es kommt jemand! warnte der Priester.

— Töte ihn!

— Es ist der Tribun Cassius Chaeraea;

— Verscheuch ihn!

— Chaeraea lässt sich nicht verscheuchen.

Der Tribun trat ein, furchtlos, ohne Zeremonie.

— Caius Cäsar, dein Weib ist tot!

— Desto besser, antwortete der Kaiser.

— Dein einziges Kind hat man an der Mauer zerschmettert!

— Ach, wie angenehm! lachte der Wahnsinnige.

— Und jetzt sollst du sterben!

— Das kann ich nicht. Ich bin unsterblich.

— Ich erwarte dich drausen. Nicht hier soll es geschehen!

— Kriech hinaus, Ameise, mein Fuss ist zu gross, um deine Kleinheit zu erreichen.

Da stieg Gesang aus dem Fundament des Tempels oder aus der Erde herauf; es waren Kinderstimmen.

Der Kaiser wurde wieder bange und kroch unter seinen Stuhl.

¹⁾ Nische, meist von einer Halbkugel überwölbt.

Chaeraea, der an der Tür gewartet hatte, verlor die Geduld.

— Kommst du, Hund, oder ich schlage dich hier tot!

— Chaeraea, wimmerte der Kaiser, töte mich nicht, ich will deinen Fuss küssen.

— Dann küss' ihn, wenn ich dich jetzt tot trete!

Und der riesenhafte Mann warf den Stuhl zur Seite, stellte sich auf den Wahnsinnigen, und mit den Hacken zertrat er dessen Kehlkopf; die Zunge streckte sich aus dem Rachen heraus und spie noch im Tode Schmähungen.

4. Gegen die Seeräuber.

Die Seeräuberei war eine Hauptplage der alten Zeit. Namentlich Kreta mit seinen Felsenburgen und die Steilküste von Cilicien mit ihren Fjorden und Schären bildeten herrliche Schlupfwinkel für die Freibeuter des Meeres. Besonders während den Wirren des Bürgerkrieges strömten Heimatlose, Verbrecher und Geächtete in Cilicien zusammen. Die Küstenstädte des Mittelmeers wurden geplündert, die Bewohner in die Sklaverei geschleppt. Italien und Rom selbst litten unter der Plage. Der Handel stockte, so dass die Hauptstadt Mangel an Getreide litt. Erst Pompejus schaffte durch einen umfassenden Seekrieg Ruhe. Er nahm 1300 Piratenfahrzeuge, tötete 10 000 Seeräuber, zerstörte ihre Burgen, nahm 20 000 gefangen und siedelte sie meist landeinwärts an. Aber auch später wurden neue Verfolgungen nötig.

Ein paar Meilen südwestlich von Rom, am gleichnamigen Vorgebirge, lag die Stadt Misenum, einer der wichtigsten Plätze der italienischen Westküste; denn in ihrem Hafen lag die halbe Kriegsersatzflotte Roms vor Anker.¹⁾ Gestern war die Nachricht eingelaufen, dass die Seeräuber den Bosphorus heruntergekommen seien, die Galeeren von Byzanz und Chalzedon²⁾ in den Grund gebohrt hätten und das Ägäische Meer unsicher machen. Der Handel stockte und das unentbehrliche Getreide aus Kleinasien blieb aus. Von Ravenna ging eine Flotte von 100 Galeeren dorthin ab, und ihnen sollte sich Arrius als Admiral anschliessen. Bereits war die Galeere, die ihn aufnehmen sollte, in Sicht.

Das Schiff war lang und schmal, hatte stattlichen Tiefgang und manövrierte infolgedessen sehr leicht. Das zierliche Vorderteil stieg in doppelter Mannshöhe über das Mitteldeck auf und war mit muschelblasenden Tritonen³⁾ geschmückt. Unter der Wasserlinie, vorn am Kiel, befand sich der Schnabel, aus festem Holz und mit Eisen beschlagen; denn er diente in der Seeschlacht als Rammblock. Längs dem ganzen Bord lief ein starker Sims, darunter, in drei Reihen, waren die Löcher für die Ruder, 60 auf jeder Seite. Quer über den Bug⁴⁾ endlich liefen, die Zahl der auf Vorderdeck geborgenen Anker anzeigend, zwei wuchtige Tauen. Die Takelung beschränkte sich auf das, was zur Bedienung des grossen, viereckigen Segels und der Raa⁵⁾, an der es hing, notwendig war; sonst verliess sich die Mannschaft einzig auf die Ruder. Es waren deren 120, die sich, wie von einer einzigen Hand bewegt, gleichmässig hoben und senkten und die Galeere mit einer Geschwindigkeit vorwärts trieben, die dem Effekt der heutigen Dampfschiffe kaum nachstand. Mit Tollkühnheit schoss sie gegen das Land. Da fuhr der Mann, der mit Helm und Schild bewehrt vorn am Bug stand, mit der Hand durch die Luft, alle 120 Ruder hielten einen Augenblick in der Luft die Schweben und schnellten dann senkrecht ins Wasser hinunter. Das Schiff erzitterte in allen Fugen. Dann stand es, wie von jähem Schrecken befallen, still und rührte sich nicht mehr. Wieder eine Handbewegung — wieder hoben sich die Ruder, jetzt aber sanken bloss die rechtsseitigen ins Wasser hinunter, in die Richtung nach dem Heck⁶⁾ zu, die linksseitigen dagegen fielen gegen die Bugseite und stauten rückwärts. Dreimal wiederholte sich das Manöver, dann drehte das Schiff wie auf einer Achse, um gleich darauf langsam und ruhig mit seiner Breitseite vor den Damm zu legen. Ein Laufbrett flog vom Deck

¹⁾ Die andere Hälfte stand bei Ravenna.

²⁾ Am Eingang des Bosphorus, Byzanz gegenüber.

³⁾ Meergott mit menschlichem Oberleib und Fischschwanz.

⁴⁾ Vorderteil des Schiffes.

⁵⁾ Wagrechte Segelstange.

⁶⁾ Hinerteil des Schiffes.

ans Land hinüber, der Tribun bestieg das Schiff, und das Admiralswimpel stieg in die Höhe.

Der Tribun stand auf Steuermannsdeck, neben ihm der Hortator, der Hauptmann der Ruderer. „Wieviel Ruderer?“ fragte er. „250 und 10 Mann Ersatz.“ „Und der Dienst?“ „Ablösung alle zwei Stunden!“

Der Tribun war ein Seemann vom Scheitel bis zur Sohle. Zunächst wollte er seine Untergebenen kennen lernen. Er rief den Hauptmann der Matrosen, dann den Proviant- und Lagerverwalter, dann den Oberküchenmeister und den Oberherdmeister. Dann machte er einen Gang durch die verschiedenen Quartiere und stieg hinunter in die Kajüte und setzte sich zwischen die Mannschaft, der er zur Feier seines Antrittes Wein hat vorsetzen lassen.

Sie lag im Mittelschiff. Drei breite, verschliessbare Luken vermittelten ihr das Licht. Hier konzentrierte sich das eigentliche Schiffsleben: hier wurde gegessen, geschlafen, exerziert, hier war der einzige Ort, wo Ruhe und Erholung gestattet war, überall anderswo herrschte die römische Schiffsdisziplin, die erbarmungslos und rücksichtslos war, wie der Tod selbst. — Am hintern Ende der Kajüten führten einige Stufen zu einer Plattform, dem Platze des Hortators. Vor ihm stand der Resonanztisch, auf dem er mit hölzernem Hammer den Takt für die Ruderer schlug; neben ihm war die Wasseruhr, nach deren Lauf Wachen und Ablösungen sich regelten; über ihm, abgeschieden von der andern Schiffswelt durch ein vergoldetes Gitter, befand sich das Quartier des Tribuns, ausgestattet mit Ruhebett, Tisch und Armsessel.

Hier sass Arrius und musterte mit kritischem Blick jeden Einzelnen der Ruderer. Sie waren geteilt in ein rechtes und linkes Kommando, in dessen Mitte der Hortator sass. Jedes Kommando hatte drei Bankreihen inne, mit je 20 Sitzen, zwischen denen sich immer ein Abstand von einer römischen Elle befand; aber nur zwei Drittel verrichtete ihre Arbeit im Sitzen, das letzte Drittel, dessen Ruder länger waren, musste im Stehen rudern. Die Ruder waren an den Griffen mit Blei beschwert und hingen im Schwerpunkte an freilaufenden Lederriemen, die das als „Federn“ bekannte Rudermanöver gestatteten, dabei aber eine grössere Geschicklichkeit in der Hantierung bedingten.

Aller Verkehr unter sich und mit dem Schiffspersonal war den Ruderern streng verboten. Einen Tag wie den andern sassen oder standen sie auf ihren Plätzen, ohne ein Wort zu sprechen; keiner konnte während der Arbeit den andern sehen; die kurzen Pausen gehörten der Ruhe und der Ernährung. Die Arbeit war wohl die schwierigste, die zu jener unduldsamen Zeit unglücklichen Menschen aufgebürdet wurde, und die Galeeren, gleichviel, ob sie dem Krieg oder dem Handel dienten, rafften Menschen über Menschen hin. Verurteilt zu ihr wurden Kriegsgefangene, die zu solchem Dienst durch körperliche Stärke sich eigneten. Da die Galeere gleichbedeutend war mit dem Grabe, führte der Ruderer nur eine Nummer.

An der Ostküste von Cythere¹⁾ sammelten sich die Flotte, und nach genauer Musterung segelte sie nach Naxos, das halbwegs zwischen Griechenland und Asien liegt. Hier brachte eine von Norden kommende Galeere die Nachricht, dass die Seeräuber zurzeit in den Buchten zwischen Euböa und Hellas einen sicheren Unterschlupf suchen, um ihre unermessliche Beute in Sicherheit zu bringen.

Der Tribun war überaus zufrieden. Er teilte seine Flotte in zwei Treffen zu fünfzig Galeeren, die von beiden Seiten in die Meeresstrasse vorgingen. Getrennt schlagen, vereint siegen, war für den Kriegserfahrenen ein altes Gesetz.

Früher als sonst brannten die Schiffslaternen. Die Soldaten legten die Rüstungen an. Die Waffen wurden inspiziert, Speere, Wurfgeschosse und Pfeile aufgeschichtet, daneben die Ölkrüge gestellt und die Körbe voll entzündliche Kugeln aus Baumwolle, die wie Kerzendochte lose gewickelt waren. Dann nahm der Tribun in voller Rüstung auf der Plattform Stellung. Gleich darauf erhob sich der Hortator, um unter die Sklaven zu treten. An jedem Sitz war eine Kette mit Beinschellen festgemacht, die er einem jeden umlegte. Das Schicksal des Schiffes war auch das ihre.

„Der Feind in Sicht!“ Gemessen stieg der Tribun auf Deck. Im Nu war das ganze Schiff lebendig. Die Offiziere

eilten an ihre Plätze, die Soldaten traten auf Deck in Reih und Glied, alle Rudersklaven, die vom Dienste abgelöst waren, wurden von Wachen umstellt. Über sich hörten sie, wie die letzten Zurüstungen getroffen wurden, wie die Segel gereift, die Panzer über die Schiffswände gehängt wurden.

Da, ein Trompetenstoss, voll und hell. Der Hortator schlug auf den Resonanztisch, die Ruder wurden mit Wucht geführt, die Galeere krachte in allen Fugen und schoss wie ein Pfeil vorwärts . . . Neue Trompetenstösse, laute Kommandos, ein Rennen nach vorn, dass die Galeere zu kippen schien . . . dann ein wuchtiger Schlag . . . die Ruderer flogen auf ihren Sitzen rückwärts . . . schrilles Todesgeschrei . . . Alles unter den Füssen schien zu prasseln, zu bersten . . . alle blickten einander voll Entsetzen in die Augen. Da dröhnte vom Deck Triumphgeschrei: Der Römer war Sieger geblieben. Und weiter sauste die „Asträa“. Matrosen tauchten die Baumwollkugeln in Ölfässer, und triefend flogen sie zu den feindlichen Schiffen hinüber. Zu allen sonstigen Greueln gesellte sich das Feuer!

Noch viermal rannte die „Asträa“ feindliche Schiffe in den Grund . . . Da, ein verzweifeltes Geschrei von allen Seiten her! Ein feindliches Schiff war von den Enterhaken des mächtigen Krahns gepackt und in die Höhe gehoben, dann unter Wasser getaucht worden und versank mit Mann und Maus in der Tiefe . . . Aber noch immer war die Schlacht nicht entschieden und schon mancher Römer war sterbend nach den Luken geschafft worden. Brenzlicher Qualm drang herein von einem brennenden Schiffe, auf dem die angeschmiedeten Ruderer lebendig verbrannten.

Da, auf einmal ein Ruck. Die „Astäa“ hielt so unvermittelt, dass die Ruderer aus den Bänken geschleudert wurden. Dann krachten die Wanten, auf Deck ein entsetzliches Gestampf . . . Zum erstenmal verhaulte der Hammer des Hortators unter dem grässlichen Lärme . . . Da flog ein Leib kopfüber durch die Luke, es war ein halbnakter Riese des Nordens mit dichtem Blondhaar und einem Schild aus Bullenleder und Weiden, den der Tod um Beute und Rache gebracht hatte.

Die Römer waren im Kampfe auf ihrem eigenen Schiff, denn ihr Schiff war geentert worden. Alles war in heilloser Verwirrung. Die Ruderer hingen wie gelähmt an ihren Ketten . . . blass der Hortator, das echte Bild der strammen Mannszucht, liess den Hammer unbirrt herniedersausen. Noch immer tobte die Schlacht, noch immer rannten die feindlichen Schiffe gegen die Wanten der „Asträa“ . . . Die Ruderer rissen wie wahnsinnig an den Ketten und heulten wie wilde Bestien, als sie ihrer Ohnmacht inne wurden. Die Mannszucht war gesprengt, der Schrecken kerschte. Auf dem Hinterdeck wogendes Handgemenge, in welchem der Angreifer viele, der Verteidiger wenige waren. Plötzlich ein Krach, ein Ruck, der Boden schwand unter den Füssen. Das Hinterteil des Schiffsrumpfes war mitten entzweigeborsten und wild schoss das Meer darüber hin, alles in seinen Strudel reissend.

Über dem Meere lag schwarzer Qualm; hin und wieder zuckte eine Flamme darin auf . . . brennende Schiffe! Noch immer krachten die Schiffe aufeinander, fliehende Galeeren schossen wie Gespenster vorbei.

Quintus Arrius trieb auf einer Planke im Meere und wurde von einer römischen Galeere aufgenommen. Er gönnte sich nur so lange Ruhe, bis alle Leute, die im Wasser trieben, aufgefischt waren. Dann hisste er von neuem seine Flagge und nahm mit aller Kraft die Verfolgung der fliehenden Feinde auf. Nicht ein Piratenschiff entkam, 20 Galeeren wurden eingefangen.

In Misenum, wohin Arrius zurücksegelte, wurde er mit allen Ehren empfangen. Im folgenden Monat aber feierte er im Zirkus seinen Triumph mit höchster Pracht. Die Wände waren behangen mit den Trophäen seines Sieges und im Hintergrund standen die erbeuteten Galeeren. Darüber aber, so dass sie von den hunderttausend Zuschauern, die alle Räume des Zirkus füllten, gesehen werden konnte, prangte die stolze Inschrift: den Piraten, die er in der Bucht von Euripus aufs Haupt schlug, abgenommen von Quintus Arrius, dem Duumvir.

Nach „Ben Hur“ von Lewis Wallace.

¹⁾ Cerigo, südlichste der ionischen Inseln.